**Wo hat Leiden seinen Platz?**

Predigt über Hebräer 13,12-14 am Sonntag Judica (Gott, schaffe mir recht) - 29. März 2020

von Pfarrerin Dr. Thea Vogt

**„Jesus hat, damit er das Volk heilige durch sein eigenes Blut, gelitten draußen vor dem Tor. So lasst uns nun hinausgehen vor das Lager und seine Schmach tragen. Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“**

(Hebräer 13,12-14)

Wo hat das Leiden seinen Platz? Bei mir, ganz konkret in meinem Leben? Wo in unserer Gesellschaft? Hat es überhaupt einen Platz? Wie gehen wir um mit Leiden, das unser Leben durchkreuzt?

Jesus hat gelitten „draußen“ vor dem Tor. Das hören wir heute im Hebräerbrief. Ein Brief, der die frühen Christen und Christinnen erinnert an unseren Platz an der Seite dieses Jesus von Nazareth. Er hat gelitten draußen vor dem Tor- außerhalb von einem gerechten Verfahren, außerhalb schützender Hände, außerhalb von Trost und Wärme. Draußen – wie so vieles Leid in unserer Zeit herauskatapultiert wird, weil es nicht passt, sich nicht bequemt in die menschlichen Pläne von „immer größer, besser, ein lebenslang fit.“ Jesus leidet **draußen** – dieses eine kleine Wort wird zur großen Heimat, zu einem kollektiven Platz für all die Herausgefallenen. Und wie leicht fällt es sich heraus aus „Normalität“.

Jeder Tod lässt aus der Zeit fallen und jeder Schmerz aus dem geregelten Rhythmus. Wir erleben es jetzt hautnah und global wie viele herauskatapultiert werden. Draußen vor dem Tor stehen. Was aber ist hinter dem Tor? Drinnen- da sind leider oft nicht nur schutzgebende Einrichtungen. Ich will dazu in mein Innen schauen: In welche Urteile und Vorurteile habe ich mich eingerichtet? In welche Muster und Meinungen eingekapselt? Welche Gemäuer umgeben meine Seele und schließen Lebensimpulse ein, so dass ich oft nicht lebe, was in mir leben will. Und was katapultiere ich heraus? Obwohl es zu mir gehört und freundlich angesehen sein will? Vielleicht auch meine Bedürftigkeit, meine eigene Anfälligkeit, das Leiden anderer, das mir schnell zu viel wird?

Jesus wurde herauskatapultiert vors Tor. Hier klingt die Tradition des Sündenbocks an, der in einem religiösen Ritual aus der Stadt getrieben wurde und stellvertretend alle Schuld tragen musste. Diese Tradition gab es z.Z. des Hebräerbriefes schon nicht mehr als rituelle Praxis, ist aber dennoch weiter wirksam bis heute. Wir suchen immer noch nach Sündenböcken, wollen Fehler auf andere abschieben. „Die anderen sind schuld“- ein gängiges Muster. Die biblischen Verse locken uns dagegen in ein anderes Verhalten, sie wollen uns aus diesem Sündenbockmechanismus herausholen. Wir sollen nicht abschieben, sondern mit hinausgehen: *„So lasst uns nun hinausgehen vor das Lager und Jesu Schmach auf uns nehmen.*“ Die Schmach Jesu. Das ist das ungerechte Leiden, wo kein Sinn drin zu sehen ist, dieses Ausgesetztsein und Gedemütigt werden. Und dahin an die Seite dessen, der so leidet, sollen wir uns stellen. **Das ist unsere bleibende Aufgabe als Christen und Christinnen, uns zu solidarisieren mit eigenem und fremden Leiden**.

Vier Wochen nach dem rassistischen Anschlag in Hanau, wo 10 Menschen getötet wurden, schreibt Anna Dushime, eine junge Journalistin: „Es fühlt sich so an, als ob mein Schmerz, unser Schmerz, ein Nischenschmerz ist, der den Ablauf nicht stören darf. Für den es keinen kollektiven Platz gibt. Es ist ein Schmerz, der tapfer ausgehalten werden muss. Tapfer, so rede ich mir ein, ist gut für mich. Seit ich meinen Vater im Genozid in Ruanda verloren habe. Es macht aber auch stumpf. Ich habe Angst, gleichgültig zu werden. Ich habe auch Angst irgendwann zusammenzubrechen, weil ich den Schmerz und die Gefühle nicht zulasse. Ich bin ein Profi darin geworden, unauffällig am Schreibtisch in der S-Bahn auf dem Klo zu weinen. Ich wünschte unser Schmerz wäre kein Nischenschmerz mehr.“ Ja das ist es. In ihren Wunsch stimme ich ein. Gerade in diesen Zeiten. Es braucht öffentliche Plätze für Mitleid, Klage und Zusammenstehen. Es braucht Veröffentlichung von stummen Leid. Kirchen sind solche öffentlichen Räume von alters her, auch jedes Wegkreuz hat darin seine Erinnerungskraft und jetzt gerade können es auch virtuelle Orte sein.

In der Nachfolge des Jesus von Nazareth bekommt der Schmerz einen kollektiven Platz. Jedes menschliche Leiden wird herausgeholt aus der Nische und hineingestellt in das Leiden Gottes, der ja selbst so verwundbar ist und zugleich umarmend. Die Allmacht seiner Liebe begrenzt ihn gerade paradox, macht ihn zum Mitleidenden, zu dem, der im Kranken zu finden ist. Unser Leiden aller Art stellt uns nicht außerhalb von Gott, sondern Gott selbst durchdringt es. Sichtbar in diesem Jesus solidarisiert er sich universal mit den Herausgefallenen. Ja unser eigenes Leiden kann zum Ort Gottes werden, wo ER Platz nimmt. Es ist nicht nur ein blödes Schicksal. „Wir sind berufen das sichtbare Mitgefühl Gottes auf Erden zu sein.“ (R. Rohr) Und wir können das. Mitfühlen ist eine große und wunderbare Fähigkeit in uns allen, auch wenn sie manchmal zugeschüttet ist.

Wie geht das? Es ist kein überforderndes Pflichtprogramm. Es meint, den eigenen Impulsen tief innen zu trauen, die mich mitweinen lassen, die mich etwas für einen anderen tun lassen, ohne dass ich es befohlen bekam. Wo ich berührt bin und plötzlich weiß ich, was zu tun ist. Und das findet je neue konkrete Varianten bei jedem von uns persönlich und je nach Krise und Erschütterung. **Wir sind vielfältig begabt, solidarisch zu sein. Und zu hoffen.**

**Hoffen-** diese andere große Begabung in uns. Im Hebräerbrief wird sie wachgerufen: *„Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.*“ Ist das so? Was suchen wir? Was wollen wir für diese Welt? Jetzt wäre die Zeit, dieser Frage weiten Raum zu geben. Welche zukünftige Stadt suchen wir? Und wieso Stadt? Sie ist in der Bibel ein doppeltes Symbol.

Zum einen für den menschlichen Versuch, sich einzurichten in bleibende Ordnungen, sich auszubreiten mit aller Gewalt und Macht und Herrschaft auszuüben über alle Welt. Dafür stehen immer wieder Rom und Babylon, die Städte des Unrechts, die andere und die Natur versklaven für eigene Interessen. Stadt ist die Stätte gegen die Natur da draußen. Ein uralter Versuch alles in den Griff zu bekommen, geregelte Abläufe ewig

festzuschreiben. Stadt ist so Symbol für Größenwahn, Gottvergessenheit, zerstörerisches Wachstum.

Dagegen steht in der Bibel das zukünftige Jerusalem als die Gegenstadt. Die mit den offenen Toren, die alle Menschen aus allen Nationen am Herzen Gottes versammelt, wo Mensch und Tier und Bäume und Wasser friedlich miteinander leben und Gott in ihrer Mitte wohnt. Die Bibel schenkt uns starke Hoffnungsbilder wie es gehen kann mit uns Menschen hier auf Erden.

**Bleibt die Frage, was suchen wir?** Von welcher Hoffnung werden wir bewegt? Dass alles nur wieder schnell wie bislang weitergeht – Wachstum auf Kosten der Natur, Leiden anderer nicht zu nahe kommen lassen oder darf ein Neues werden? Was darf denn neu werden? Werden wir aufhören, Leid zu verdrängen, werden wir Schmerz, Angst und andere Gefühle in uns willkommen heißen, Ihnen einen Platz geben? Und das Leiden der Mitgeschöpfe aufrichtig ernst nehmen? Wir leben als Hoffende immer in einer Spannung zur Weltwirklichkeit. Wir suchen ein Mehr an liebender Allverbundenheit. Diese Suche bleibt uns.

Aber auch **das Entdecken**: Siehe da, im Hier und Jetzt: Die je größere Liebe Gottes in unseren Liebesversuchen. Die kosmische Weite in den engen Gassen der Gehirne und Städte, die Kreisbahnen der Sonnen über den Kreisläufen der Gewalt und den Hamsterrädern der Leistung. Die „Zukünftige Stadt“ – das ist die Solidarität mit den offenen Toren, mit den Flüssen, wo das Leben fließt und leuchtet. Und das ist *jetzt* schon möglich. Auch das erleben wir ja gerade in dieser Zeit in all dem Einsatz so vieler.

Und ich werde es je neu erleben, wo immer ich vors Tor gehe, mich heraustraue, zu mir stehe wie es auch um mich steht. Mich traue, Gott zu umarmen in der Freude über einen neuen Tag, und im Hören auf meine Seele, die ziemlich viel weiß. Z.B. auch das: „Der Ewige ist mein Teil, spricht die Seele, darum will ich auf Ihn hoffen“ (Klagelieder 3,25) – Ja in der Tiefe meines Menschseins wohnt er, wohnt ungewohnte Weisheit für das Leben, wohnt Zärtlichkeit für mich selbst und Solidarität. Darum will ich hoffen. Amen.

Pfarrerin Dr. Thea Vogt 29.3.2020